

Hermann Bächtold : 1882-1934

Autor(en): **Stamm, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **3 (1935-1936)**

Heft 2

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759227>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hermann Bächtold

1882—1934

Professor der Geschichte an der Universität Basel

von Rudolf Stamm

Am 4. Juni des vergangenen Jahres ist Hermann Bächtold aus dem Leben geschieden. Die folgenden Zeilen wollen in keiner Weise seine wissenschaftliche Leistung auf den zahlreichen Gebieten er-messen, die er bearbeitet hat; sie suchen die Besonderheit seines Lehrens und Wirkens festzuhalten.

Bächtolds Eigenart war so stark, daß der Ruf seines Lehrens weit über die Universitätskreise hinausgedrungen ist. Bevor ich noch Student geworden war, hörte ich Lob und Kritik seines Schaffens. Einmütig waren alle im Preis seiner Darstellungsgewalt, getrennt waren die Meinungen über den Wert und die Berechtigung seiner konstruktiven Geschichtsschau.

Die Stunde kam, da ich ihn zum erstenmal auf dem Katheder sah. Er saß dort meist nach vorn gebeugt im Eifer des Mitteilens. Sein Antlitz war angespannt unter dem Drucke der denkerischen Leistung, hellte sich aber manchmal auf zu einem Lächeln. Als Begleiter eines Scherzwortes war es ein Lächeln des Vergnügens; es war ein vorwurfsvolles und zweifelndes Lächeln, wenn es über die Stille hinweghelfen mußte, die nicht selten einer seiner unerwarteten Fragen an das Auditorium gefolgt ist. Sein Blick ruhte oft auf gar nichts Gegenwärtigem, sondern in der Ferne, auf dem abwesenden Gegenstand seiner Rede. Unvermutet pflegte er zurückzukehren, um in den Gesichtern der Hörer zu forschen, ob sie folgten und verstanden. Damals hörte ich auch zum erstenmal seine Rede, die immer frei war. Sie floß nicht ruhig dahin in wohlgeformten Sätzen. Bächtold gab nicht die Resultate früheren Denkens im Kolleg. Er setzte das frühere Denken fort vor seinen Hörern. Aller Nachdruck lag auf dem Was; das Wie hatte für sich selbst zu sorgen. Die Sätze kamen stoßweise hervor, bedrängten einander. Die Zunge hatte manchmal Mühe, der Arbeit des Hirns zu folgen. Die Unmittelbarkeit dieser Sprechweise fesselte jeden Zuhörer.

So lernte ich Bächtold kennen und so sah ich ihn in seinen Vorlesungen über die politische Geschichte des Mittelalters und der Neu-

zeit, über Wirtschaftsgeschichte, über die Perioden der Weltgeschichte und in Seminarien über entsprechende Themata.

Bevor wir uns daran machen, die Besonderheit von Bächtolds Geschichtsbetrachtung herauszuarbeiten, ist es wohl gut, festzustellen, daß ihr Ausgangspunkt die durch gewissenhafte Ausnutzung der Quellen gewonnene Einzeltatsache war. Wer in seinen Seminarien gesessen hat, weiß, mit welcher Zähigkeit und Sorgfalt er sich um den Sinn eines einzigen Wortes in einem Dokumente bemühen konnte. Daß er bei der Feststellung von Einzeltatsachen nicht stehen blieb, auch nicht nach der Erkenntnis eines unmittelbaren Kausalzusammenhanges, unterscheidet ihn nicht von anderen Historikern. Alle trachten zum Verständnis ihres Stoffes zu gelangen, indem sie das einzelne Geschehnis als Symptom einer größeren Bewegung zu deuten suchen. Charakteristisch für Bächtold war aber seine besondere Fähigkeit und auch Leidenschaft für diesen schwierigen Teil der Aufgabe des Historikers. Öfter und intensiver als andere spürte er die Verpflichtung, die Resultate seiner Einzelforschung in einen umfassenden Sinnzusammenhang zu rücken. Vom Momentanen stieß er über das Jahrzehnt, das Jahrhundert, die Periode zum Kulturkreis vor, vom Lokalen über das Regionale zum Kontinentalen, vom Individuellen über die Gruppe, den Stand zum Nationalen. Von welchem Punkte auch immer er ausging, er gelangte schließlich an die Grenze des Irdischen, zur Frage nach einem absoluten Maße, das den allgemeinsten menschlichen Tendenzen, die er erkannt hatte, ihrerseits Sinn zu geben vermöchte. Die Feststellung, daß Kulturkreise entstehen und vergehen, ihren Nachfolgern gewisse Errungenschaften als Erbe hinterlassend, schien ihm zum Beispiel dringlich der Beziehung auf ein absolutes Maß zu bedürfen, um sinnvoll und damit erkennenswert zu werden.

Bächtold schrak nicht zurück an dieser Stelle; denn ein Zurückschrecken wäre für ihn Verzicht auf die Möglichkeit gewesen, Universalhistoriker zu sein. Und das war gerade, was er sein wollte. Sein christlicher Glaube bot sich als natürlicher Ergänzender und Vollender seiner wissenschaftlichen Weltanschauung an. Der Tendenz seiner geschichtlichen Tatsachendeutung, das Einzelne in seiner Beziehung zum Allgemeinen und endlich zum Letzten zu erfassen, entsprach der Drang seiner religiösen Überzeugung, das ganze Leben und Werk zu durchleuchten. So hat er denn bewußt seine Wissenschaft und was

andere seinen subjektiven Glauben zu nennen beliebten, nicht auseinandergehalten.

Der Vorwurf, er mische etwas Subjektives in eine der Erkenntnis objektiver Wahrheit gewidmete Wissenschaft, hatte für Bächtold keinen Sinn. Er mußte ihm als ein nahezu komisches Mißverständnis erscheinen. Denn seine christliche Lösung war gerade darum unvermeidlich, weil sie allein ihm frei erschien von Relativität und Subjektivismus. Es ist tatsächlich schwer, einzusehen, wie ein positivistischer Empiriker hoffen kann, objektive historische Wahrheit zu erkennen und mitzuteilen. Denn in seinem Sinne sind ja nur die Dinge und das Geschehen selbst objektiv wahr. Abermillionen von Geschehnissen erfüllen den Erdenraum während eines Momentes, gar nicht zu reden von ihrer Zahl während Jahrhunderten. Ihre «naturgetreue» Wiedergabe ist nicht nur unmöglich, sie wäre auch sinnlos für uns. Eine bescheidene Auswahl von Einzeltatsachen steht dem Historiker zur Verfügung. Um sie zu einem Geschichtsbild zusammenzuzwingen, muß er sie zu größeren Einheiten fügen, in ein Begriffssystem eingliedern. Der Positivist muß sich der idealistischen Anschauung verschließen, es komme jedem Stoffkonglomerat von Natur ein Begriffssystem zu, das der Historiker durch Vertiefung in die Einzeltatsachen, oder durch Intuition, entdecken könne. Bächtold stand diesem Gedanken nah und fern zugleich. Er glaubte an die Existenz eines objektiv notwendigen Systems, verzweifelte aber an der Möglichkeit seiner Erkenntnis ohne christliche Offenbarung. Auch dem positivistischen Historiker fügt sich nicht jeder Tatsachenkomplex in jedes Begriffssystem; er fügt sich aber in eine gewisse Anzahl von Systemen. Unter diesen hat der Historiker zu wählen. Er kann es mit Stolz und Willen tun; er kann den Akt aber auch aus dem Bewußtsein verbannen, um die Illusion der objektiven Geschichtsschreibung lebendig zu erhalten. Deshalb ist seine Wahl nicht weniger subjektiv oder durch seine Verhältnisse bedingt. Weil es Bächtold so bitter ernst war mit der Forderung nach einem objektiven Fundament, war die Lösung der sich bescheidenden Spezialhistoriker so unbefriedigend für ihn, die einen lokalen, regionalen, nationalen oder irgendeinen anderen historischen Teilbegriff zur Spitzenidee ihres Begriffssystems machen und damit auf weltgeschichtliche Perspektive verzichten. Die Prinzipien, die von anderen modernen Historikern und Pseudohistorikern als tragfähig genug erachtet werden, um eine weltgeschichtliche Schau zu ermög-

lichen, sahen nicht besser aus in Bächtolds Augen. Den gegenwärtigen Zustand zum letzten Maß alles geschichtlichen Lebens zu machen, schien ihm ein höchst willkürliches und darum verwerfliches Verfahren. Die Evolutionstheorie anerkannte er als beachtlichen Versuch zur Erklärung einer Reihe von naturwissenschaftlichen Beobachtungen; die Bemühungen, die Weltgeschichte in sie hineinzukonstruieren, erregten seine Heiterkeit.

Nach rein wissenschaftlichem Durchdenken des Problems kam Bächtold zum Schluß: Ein objektives Fundament für den Bau einer Weltgeschichte bietet nur die offenbarte Wahrheit; Universalgeschichte muß notwendigerweise Geschichte der christlichen Wahrheit in der Welt sein.

Kritiker wiederholten die Klage: Was Bächtold will, ist Rückkehr zu mittelalterlicher Geschichtsschreibung. Das ist wahr, wenn wir sein Ziel im Auge haben. Es ist falsch, wenn damit angedeutet werden soll, daß Bächtold ein christliches Schema zum Prokrustesbett der Tatsachenwelt machen wollte. Das Ziel war das alte; seine Mittel waren die des modernen Historikers. Er besaß dessen Gewissenhaftigkeit, Achtung vor dem Kleinsten, kritisches Urteilsvermögen, dessen Sinn für die geographische, klimatische und besonders wirtschaftliche Bedingtheit vielen geschichtlichen Geschehens und seine Abneigung gegen eine primitive Schwarz-Weiß-Technik. Gänzlich illusionslos machte er sich an die Erforschung der politischen und ökonomischen Sphäre der Geschichte, deren Autonomie er anerkannte. Das Wissen um absolute Werte hinderte ihn in keiner Weise am Wägen und Würdigen der relativen. Sorgfältig hielt er Theorie und Praxis eines Zeitalters auseinander. Man konnte gelegentlich glauben, die Worte eines Zynikers zu hören, wenn er nach der Darstellung der universalen Theorien des Mittelalters dazu überging, die Zerrissenheit und Gesetzlosigkeit derselben Periode drastisch vor Augen zu führen. Bächtolds christliche Überzeugung war in seinem Lehren überhaupt weit mehr implicite vorhanden, als daß sie explicite in Erscheinung getreten wäre. Er war Historiker, nicht Theologe. Semesterlang tat er in seinen gewöhnlichen Vorlesungen nichts anderes, als Tatsachen in völlig irdische Begriffssysteme einzuordnen. In den meisten seiner Schriften tat er nichts anderes. Man denke an seine Untersuchungen über die Vorgeschichte des Weltkriegs.

Am deutlichsten trat die religiöse Perspektive, in die er sein endgültiges Geschichtsbild zu rücken entschlossen war, naturgemäß in

der Vorlesung über die Perioden der Weltgeschichte zutage. Dieses Kolleg trachtete den Hörern ein möglichst einfaches, dem Gedächtnis einprägsames Begriffsschema zu vermitteln, das ihm bei der Bewältigung der Maße historischer Einzeltatsachen helfen sollte. Es war aber zugleich mehr als ein bloßes Repetitorium. Jedesmal, wenn Bächtold diese oft wiederkehrende Vorlesung begann, unternahm er einen neuen Versuch, eine Skizze des universalen Geschichtsbildes zu entwerfen, dessen schriftliche Fixierung und Ausführung er zu seinem Lebenswerk machen wollte. Er suchte die Geschichte der Wirtschaft, der Politik, des Rechts, der Literatur, Kunst, Philosophie und Religion einer jeden Epoche als Einheit zu erfassen und ihr einen Wertakzent zu geben, je nachdem sie näher oder ferner war von der Erkenntnis der absoluten, das heißt der christlichen Wahrheit.

Der Auftakt war die Schilderung des Wachstums der altorientalischen Reiche. Nachdem die Umrisse dessen, was die Forschung von jenem Geschehen weiß, mitgeteilt waren, kam da wohl eine Viertelstunde, während der Bächtold es sich erlaubte, jenes Zeitalter als das der Gottferne und Dämonenbesessenheit zu charakterisieren, indem er eine überwältigende Menge von Beispielen für die ungeheuerliche Gewalttätigkeit und Grausamkeit seiner Großkönige hervorsprudelte. Von diesem Hintergrund hob sich die Darstellung der Geburt der christlichen Religion im kleinen jüdischen Zwischenreiche ab. Sehr eingehend wurde die Geschichte des griechisch-römischen Kulturkreises vor der Aufnahme des Christentums behandelt. Verhältnismässig viel Zeit widmete Bächtold dabei der griechischen Philosophie und der Herausarbeitung der Urformen neuzeitlicher, nichtchristlicher Denkrichtungen. Besondere Faszinationskraft besaß die Periode der Rezeption des Christentums durch die griechisch-römische Welt und ihr wichtigstes Problem war die Mischung von Urchristlichem und antiker Philosophie. Nach dem Gang durch die in scharfem Kontrast gesehene Theorie und Praxis des Mittelalters, kam die größte Stunde der Vorlesung, die dem Glaubenskampf Luthers gewidmet war. Jeder über historische Gegenstände Vortragende kommt gelegentlich zu einer Persönlichkeit, deren Behandlung die Zuhörer aufhorchen läßt. Stimme und Redeweise des Sprechenden sind verändert. Anzeichen für ein erhöhtes Beteiligtsein, für eine ungewöhnliche Nähe und Verwandtschaft zwischen dem längst entschwundenen Geiste und dem gegenwärtigen, geben

der Darstellung gesteigerte Kraft. Diese Wirkung ging von Bächtold aus, wenn er über Luther sprach. Von den Zweifeln des werdenden Reformators und seinem Kampf um Begnadung redete er wie einer, der durch ähnliche Krisen zu gehen hatte. Nachdem diese eine Stunde dem erneuten Eintreten des «Wahrheitsmomentes» in die europäische Geschichte gewidmet war, wandte sich Bächtold wieder geduldig dem Bericht des Geschicks der neuen Bewegung zu und gab der Tatsache ihrer Vermischung mit politischen und wirtschaftlichen Tendenzen allen nötigen Nachdruck. Eine Begleiterscheinung von Bächtolds intensivem Beteiligtsein am Geschehen der Reformation war es, daß die rein menschlichen Errungenschaften des Renaissance-Zeitalters etwas im Schatten blieben. Nicht daß Bächtold ihre Bedeutsamkeit unterschätzt hätte. Er stellte fest, daß wesentliche Züge des modernen Menschen in jener Zeit erstmals klar und scharf hervorzutreten begannen; aber er feierte diese Tatsache nicht. Hinter dem Zaubervollen der Renaissance sah er immer ihr Dämonisches. Alle Tendenzen, welche die Säkularisation des Denkens und Lebens im 19. Jahrhundert vorbereiteten, mußten ihm notwendigerweise fragwürdig erscheinen. Obgleich das so war, schenkte sich Bächtold nichts. Mit unbedingter Treue schilderte er die Auflösungsarbeit der Aufklärungsperiode und ihre Triumphe. Mit leiser Ironie allerdings beleuchtete er die Versuche der idealistischen Philosophie, zu neuen Synthesen zu gelangen; etwas bitterer wurde diese Ironie, wenn er vom Stolz und der Hybris des empiristischen Zeitalters zu sprechen hatte, in dem wir heute noch drinstecken, das sein eigenes Zeitalter war.

Diese Ironie war alles andere als etwa ein Zeichen dafür, daß er dies Zeitalter als Richter am Maßstab seiner Wahrheit gemessen und es daraufhin verworfen hätte. Er distanzierte sich nicht von unserer Gegenwart. Er war einer von uns, spürte Möglichkeiten in dieser Zeit und litt darunter, daß sie ihm, in seiner universalhistorischen Perspektive gesehen, klein und nichtig — götzendienerisch — erscheinen mußte. Diese Erkenntnis war keine unabänderliche Tatsache für ihn; sie barg zwei Verpflichtungen in sich, so gewaltiger Art, daß er ihnen erlegen ist.

Die erste betraf seine wissenschaftliche Arbeit. Selbstverständlich durfte er den Fehler, den er vielen Historikern der vorhergehenden und seiner eigenen Generation vorwarf, aus jedem Sinnzusammenhang gerissene Stückwissenschaft zu treiben, selbst nicht begehen.

Wir haben seinen wissenschaftlichen Plan geschildert. Wir haben jedoch noch nicht genügend ermessen, welchen persönlichen Einsatz und welche geistige Spannkraft seine Realisierung erforderte. Wir dürfen nicht vergessen, daß manche Forscher, die der positivistischen Wissenschaft anhängen, privatim einen christlichen Glauben hegten, der dem Bächtolds nicht allzu unähnlich war. Doch sie teilten ihr Leben in zwei Departemente: Private Überzeugung und Dienst an der Wissenschaft. Denn sie schrakten zurück vor dem Gedanken, den Anspruch der empirischen Forschung und den der christlichen Wahrheit gleichzeitig vor der Seele zu haben. Für Bächtold gab es da kein Ausweichen. Er war überzeugt, daß es nur eine Wahrheit gibt, daß deshalb die Resultate gewissenhafter, empirischer Forschung sich letzten Endes in die Perspektive der ewigen Wahrheit fügen müssen. Das wollte er in seinem universalhistorischen Werke erreichen. Er kannte die Klippen illusionistischer und schematischer Tatsachenanordnung, die ihm drohten. Mit dem Entschluß, ihnen auszuweichen, hing die ständige Abänderung und Fortentwicklung seiner Vorlesungen zusammen und seiner Scheu, große und abschließende Werke zu publizieren, bevor er eine Tatsachenmasse beherrschen würde, die Fehlschlüsse nahezu unmöglich machen sollte. Möglicherweise hat er sich, weil er jene Klippen kannte, mit solcher Zähigkeit und Vorliebe auf dem Gebiet der Wirtschaftsgeschichte bewegt, das der Natur seiner Gesamtschau gemäß am meisten in Gefahr stand, der Vernachlässigung anheimzufallen.

Die Tatsache, daß Bächtold keine Trennung duldet zwischen privater und wissenschaftlicher Wahrheit, gab seinem Lehren ungewöhnliche Kraft: Weil im Bericht über das Kleinste, was er erforscht hatte, das Letzte, was er glaubte, mitschwang, lehrte er lebendige Wissenschaft. Daher kam seine Gewalt über alle, die ihm zuhörten. Weil der bequeme Trennungsstrich für ihn nicht existierte, war sein Interesse an der Geschichte wirkliches Dazwischensein, das Gegenteil von antiquarischem Liebhabertum.

Solches Hineinnehmen des Persönlichsten in das Werk ist aber auch eine schwere Last. Ein Wanken der persönlichen Überzeugung stellt sogleich das ganze Werk in Frage. Ein solches zu vermeiden ist schwer in einer Zeit, in der viele Überzeugungen um die Geister ringen und viele ohne Überzeugung ihres Weges ziehen. Ständiger Kampf ist die Folge, ein Kampf, der nicht auf die Stunden der Ar-

beit beschränkt ist. Bächtold wäre ihm schwerlich erlegen — denn er war stark und zäh — wenn er sich auf ihn beschränkt hätte.

Aber sein Ungenügen an der Gegenwart legte ihm nicht nur eine wissenschaftliche Verpflichtung auf. Sein ganz protestantisches Verantwortungsbewußtsein erlaubte ihm nicht, lediglich als dunkler Diagnostiker neben unserer Zeit hinzuleben. Überall, wo sich ihm Gelegenheit bot, auf ihre Gestaltung praktisch einzuwirken, hat er eingegriffen und den Kampf gegen alles aufgenommen, was ihm Irrtum schien. Genau wie er in seiner Wissenschaft die Lostrennung aus einem letzten Sinnzusammenhang nicht duldet, zog er im öffentlichen Leben gegen eine Haupterrungenschaft des Liberalismus zu Felde, die Trennung von Kirche und Staat. Unsere Staatsschule schien ihm ihre wichtigste Aufgabe zu versäumen, solange sie ihren Schülern lediglich eine Menge von unzusammenhängenden Wissensbrocken an den Kopf wirft und die Schwierigkeit, diese Brocken zu einem Weltbild zu ordnen ihren eigenen schwachen Kräften oder anderen Einflüssen überläßt. Es war für ihn ein Unding, aus der Religion ein Fach neben Fächern zu machen, aus ihr, die in allen andern Fächern sein und ihnen ihren Platz in einem Ordnungssystem anweisen sollte. Da Bächtold keine Möglichkeit sah, religiösen Geist in unserer Staatsschule einzuführen, focht er für die Freie Schule. Mit Ekel beobachtete er die Tendenz unseres politischen Lebens, sich in einen wüsten Streit um Anteile an den materiellen Gütern des Staates zu verwandeln. Seine Diagnose lautete auch hier: Zeitlich bedingte Ideologien oder Opportunismus reichen nicht aus, dem öffentlichen Leben Maß und Würde zu geben. Er nahm die undankbarste aller Aufgaben auf sich: für die Durchdringung der Politik mit christlichem Geiste zu streiten. Diese Kämpfe waren hart und entmutigend. Oft stand Bächtold allein, oder von wenigen umringt. Liberalistische Dogmen standen noch fester als heute. Auch für diese Angriffe setzte er seine ganze Energie ein. Ihr Erfolg war gering. Der Gegner war schwer zu packen. Es war das achtungsvolle Erstaunen, das höfliche Lächeln des Ungläubigen, der sich in der Mehrheit weiß und sich dem halb beunruhigenden, halb komischen Phänomen eines Gläubigen gegenüber sieht.

Wir kennen nun die zwei Ansprüche, denen Bächtold zu genügen suchte: den des gewaltigen wissenschaftlichen Planes und den des Kampfes wider die als falsch erkannten Mächte der Zeit. Er ging zu Werke mit Leidenschaft. Er war nicht haushälterisch mit seinen

Kräften und wußte sich nicht zu schützen. Er vergaß sich selbst, wenn das Werk rief, und spürte nicht, daß es sein Lebensblut wegtrank. Und als er es merkte, war er nicht wirklich willig abzulassen und sich zu schonen. Er ging weiter bis zum Ende.

Als ich ihn in den ersten Maitagen des letzten Jahres aufsuchte und erfrischt zu finden hoffte nach seinem Aufenthalt in Alassio, fand ich ihn schon im Schatten seines letzten Leidens stehend, gebeugt und fiebrig; aber noch immer mutig zur Arbeit, ratend und anfeuernd.

Ist er ein Einzelgänger gewesen, der etwas unserer Zeit Fernes wollte? Nein. Die Not, aus der heraus er suchte, war die allgemeine Not. Die Kritik, die er gegen die Halbheiten und die Richtungslosigkeit schleuderte, zu denen das liberalistische Zeitalter geführt hat, war alles andere als seine private Angelegenheit. Der Ruf nach einem gültigen Ordnungssystem für die geistige und die materielle Welt ist heute allgemein. Um die Leitidee aber, die dem neuen System Sinn geben soll, wogt der Kampf: Die Nation! gellt es uns Schweizern von zwei Seiten her in die Ohren. Das materielle Wohl aller! klingt es aus dem Osten. Mit guten Gründen verwarf Bächtold die Übersteigerung dieser beiden relativen Größen zum Absoluten. Er sah nur eine mögliche Lösung: die christliche. Hier können wir ihm nicht alle folgen, weil wir den lebendigen Glauben nicht haben, den er besaß. Keiner von uns aber kann Größeres tun als zu suchen, einen klaren Entscheid zu treffen, für die erkannte Wahrheit sich einzusetzen, furchtlos und selbstlos, wie er.

Die schweizerische Demokratie als geistiges Problem

von Gerold Ermatinger

Die Idee, welche die Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft bedingte und deren Dauer gegenwärtig sanktioniert, liegt im Walten jenes eigenartigen, urgermanischen Prinzips des « Rechts auf Widerstand » begründet. Bereits die germanischen Völkerwanderungstämme haben als staatliche Grundelemente die Zweieinheit von königlicher Gewalt und Volks-